

Aus:

*ADALBERT STIFTER**EINE ENTDECKUNG*

In der Nacht vom 27. auf den 28. Januar 1868 griff der kranke Hofrat Stifter, sinnlos vor Schmerz, nach dem Rasiermesser auf dem Nachtkästchen und schnitt sich den Hals durch. In Eile geholt, kam sein alter Freund, der Domherr Josef Schropp, aus der nahen Pfarrkirche gerade noch zurecht, um ihm das Sakrament zu spenden. Bevor es tagte, hatte der edle Mann ausgelitten. Am 30. Januar ist er mit allen einem Hofrat, dem verdienten Schulmann, dem vaterländischen Dichter schuldigen Ehren begraben worden. Die Meisten in dem Leichenzug hatten ihn nur noch als kränkenden, verärgerten, schon etwas wunderlichen alten Herrn gekannt, den man morgens in Holzschuhen an der Donau sein Hündchen äußerlich führen und am Nachmittag bei schönem Wetter sich über den Freinberg bemühen sah. Manche wußten auch, daß er sich als Kaktuszüchter einen Namen gemacht hatte. Die paar Linzer Schöngelster aber waren ihm in den letzten Jahren eher ausgewichen: er hörte sich gar zu gern reden, sprach unerträglich breit und fand kein Ende. Auch war er eines sträflichen Hochmuts gegen die Stadt verdächtig: er habe sich hier „wie in einem Kerker<sup>1</sup>“ gefühlt, mit Kepler verglichen, der auch einst in Linz „gequält<sup>2</sup>“ worden war, und oft beklagt, für die Linzer bloß ein „Seifensieder<sup>3</sup>“ zu sein. Nur die älteren Leute in dem Zug mochten sich erinnern, daß er in ihrer Jugend einst ein berühmter Dichter gewesen, vor vielen Jahren, noch vor Achtundvierzig: sehr schnell war er damals berühmt geworden, aber er hatte die hohen Erwartungen dann nicht erfüllt, es hieß

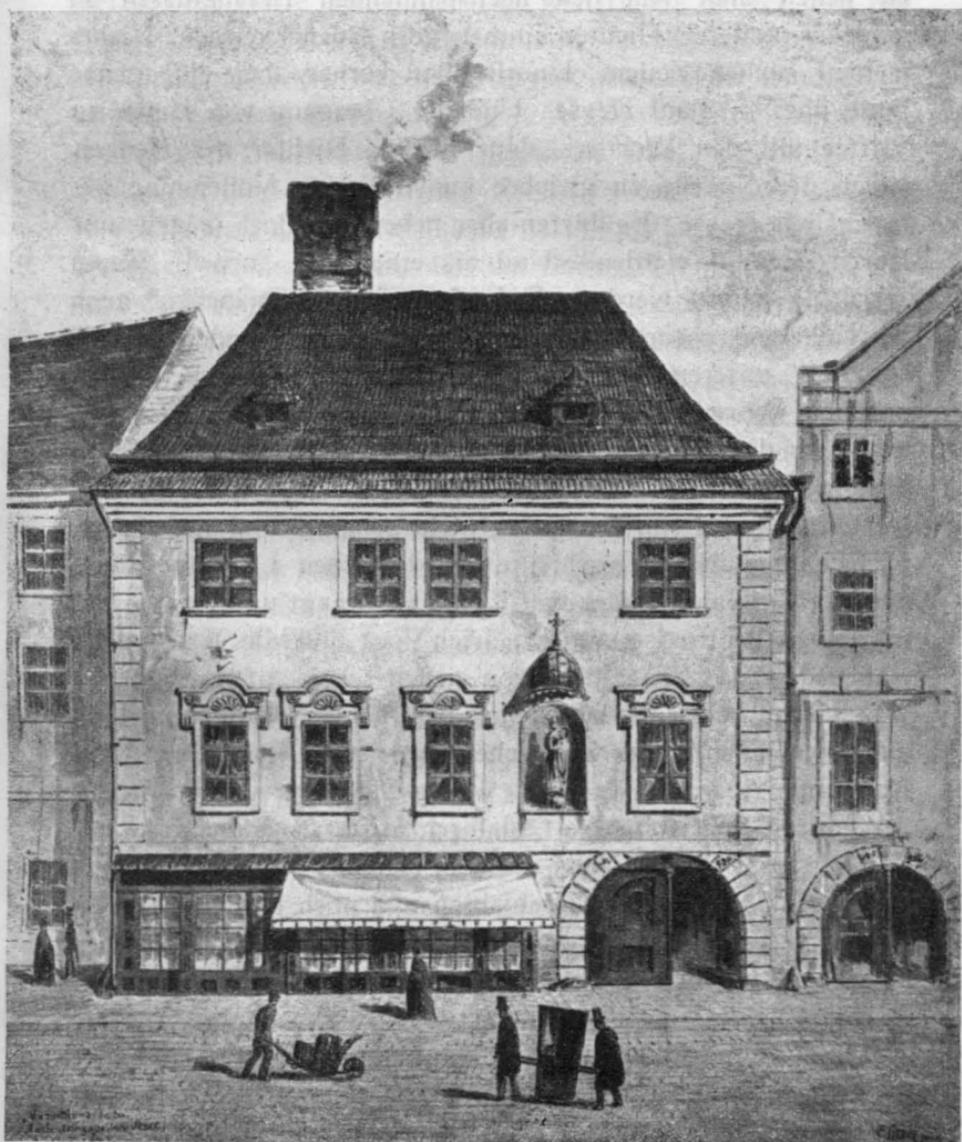
<sup>1</sup> Briefe, herausgegeben von Aprant III, 117.

<sup>2</sup> Ebenda III, 69.

<sup>3</sup> Ebenda I, 221.

allgemein, daß seine späteren Sachen zu langweilig sind; und er war halt auch, wie's schon geht, aus der Mode gekommen. Auch die Frau Hofrätin erfreute sich keiner großen Beliebtheit in der Stadt; man hat nirgends Menschen gern, die sich einbilden, was Besonderes zu sein. Ob hinter dem Sarg damals aber auch nur einer mitging, der die Bedeutung des Dichters, seine menschliche Würde, die bildende Kraft seines hohen Werkes auch nur ahnte, das ist unbekannt. Wahrscheinlich ist es nicht. Nur ein tauber alter Herr in der Spiegelgasse zu Wien und der aufrechte Zecher in Vöcklabruck, dieser „Kirschbaum in ewiger Blüte“, die zwei, Grillparzer und Stelzhamer, wußten schon, wer an jenem Tag beigesetzt worden war. Wir aber wissen es heute noch nicht, fünfzig Jahre nach seinem Tode noch nicht.

Neun Jahre nach Stifters Tod wurden mir, „dem Schüler der vierten Klasse des k. k. Gymnasiums in Linz als erstes Prämium“ von dem Direktor J. La Roche, einem durch seinen Kommentar zur „Ilias“ bekannten, immer einen langen Tschibuk rauchenden Neffen des Schauspielers, feierlich die „Studien“ überreicht, in der Ausgabe Heckenasts mit den wunderschönen Stichen Josef Axmanns (der nicht einmal in Meyers Konversationslexikon steht) nach Peter Johann Nepomuk Geiger (den der kleine Brockhaus unterschlägt). Ich las sie zunächst kaum, der ahnungsvolle Knabe mißtraute „Schriftstellern für die Jugend“. Und als mir zwei Jahre später mein guter Vater, einen heißen Wunsch erfüllend, zu Weihnachten eine „Deutsche Literaturgeschichte“ gab, die damals sehr angesehene von Robert König, fand ich den Verdacht, daß mit diesem Stifter wohl nicht viel los sei, bestätigt. Ich las da: „Einen vorübergehend großen Erfolg hatte der österreichische Dichter Adalbert Stifter (1805 in Oberplan am Böhmer Walde geboren, 1868 in Linz gestorben), dessen ‚Studien‘ der rasch fortschreitenden Handlung zwar entbehren, aber mit liebendem Eingehen die Natur und die Welt des Gemütes gleich meisterhaft schildern und den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen beiden feinsinnig darlegen. Novellen, wie der ‚Hochwald‘, der ‚Hagestolz‘, auch ‚Aus



*Mozarts Sterbehaus*

der Mappe meines Urgroßvaters', sind anmutige Dichtungen, zu denen man von den hochspannenden Erzeugnissen so mancher anderer Dichter immer gern zurückkehrt." Nichts weiter! Sieben Zeilen. Unmittelbar vorher aber eine ganze Seite über — Paul Heyse. Und der Übergang von Heyse zu Stifter mit den Worten: „Nur wenige Dichter der Neuzeit haben die Novelle zu gleicher künstlerischer Vollendung gebracht wie Heyse. Es dürfen aber neben ihm doch manche mit Ehren genannt werden.“ Und als einer, der „neben“ Heyse „doch“ genannt werden darf, folgt unter „manchen“ auch Stifter. Und natürlich bloß als Novellist. Über den „Nachsommer“, unseren österreichischen Wilhelm Meister, kein Wort und kein Wort über „Witiko“, den einzigen Roman seiner Gattung, der die Promessi sposi künstlerisch einholt, ja vielleicht überholt. Freilich, Stelzhamer, der es unterließ, mit Heyse zu wetteifern, wird von König gar nicht genannt, und auch in der nächsten populären Geschichte der deutschen Literatur nicht, die zwanzig Jahre später den König verdrängt und ersetzt hat, in der von den Professoren Friedrich Vogt und Max Koch nicht, während es da Stifter doch von sieben schon auf zwölf Zeilen gebracht hat. Über ihn lassen sich diese beiden Professoren 1897 also vernehmen: „Der idyllische Zug, der in Grillparzers und Raimunds Ansichten über das wahre Glück hervortritt, drückt der ganzen Schriftstellerei Adalbert Stifters das Gepräge auf. Gleich Josef Rank, der 1842 in seinen ‚Bildern und Erzählungen‘, zahlreichen Geschichten und noch kurz vor seinem Tode in ‚Erinnerungen aus meinem Leben‘ das Volksleben seiner Heimat geschildert hat, ist auch Stifter ein Sohn des Böhmer Waldes. Liebe und tiefgehendes Verständnis für die Natur und die Fähigkeit, sie in den kleinsten Zügen wie in der ganzen Stimmung auszumalen, verdankt er den Jugendeindrücken der Heimat. Von 1848 an lebte er als Inspektor der oberösterreichischen Volksschulen zu Linz. Stifters erste Novelle, ‚Der Condor‘, erschien 1840, vier Jahre später der erste Band seiner ‚Studien‘, denen erst 1857 sein zweites Hauptwerk, ‚Der Nachsommer‘, folgte. In und außerhalb Österreich ge-

wann sich der fromme, still sinnige Erzähler und Schilderer eine kleine, begeisterte Gemeinde. Der weltfremde Stifter teilt mit Jean Paul die Liebe zum Kleinen und Unbedeutenden und die ermüdende Weitschweifigkeit, doch ist bei mancher Ähnlichkeit seinem einfach nüchternen Wesen alle romantische Übertreibung in Auffassung und Sprache fern. In seinen Erzählungen sind die einzelnen Elemente der Poesie, die sein klares Malerauge überall sieht, mit sorgfältiger Treue und Innigkeit wiedergegeben, die das Ganze verbindende und belebende Seele fehlt. Dem wackeren, doch etwas philisterhaften Manne fehlt alle nun doch einmal dem Dichter nötige Leidenschaft.“ Damit war das Stichwort zur Unterschätzung Stifters gegeben, da doch gerade der deutsche Philister nichts mehr verabscheut als das „Philisterhafte“. Es wirkte so stark nach, daß selbst Richard M. Meyer noch 1900 in seiner „Deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“, die doch einen höheren Ehrgeiz hat, als bloß eine Registratur der überlieferten Vorurteile zu sein, sich davon nicht loswinden kann. Er reiht Stifter, der als Politiker den Scharfsinn Grillparzers, ja fast den Weltblick Goethes hat, in „die unpolitische antipolitische Literatur“ ein. Von Mörike, zwischen den und Feuchtersleben er ihn stellt, zitiert er die Verse:

„Wollest mit Freuden  
Und wollest mit Leiden  
Mich nicht überschütten!  
Doch in der Mitten  
Liegt holdes Bescheiden“

und fährt nun fort: „Ein Mann des Maßes und des Bescheidens ist auch Adalbert Stifter.“ So steht dieser gleich in einem falschen Lichte, der doch niemals „in der Mitten“, niemals ein gemäßiger Mann, sondern ein Bändiger der Freuden wie der Leiden, ein polarischer Mensch, nicht zwischen, sondern über den Extremen war, gar nicht „holdes Bescheiden“, sondern die hohe Zucht und unerbittlich strenge Kraft der „Entsagenden“ im Goetheschen Sinne suchend! Und von dieser falschen Einstellung kann Meyer nun mit der ehrlichsten Mühe nicht mehr

los, Stifter bleibt ihm „Prosaiker“, bleibt „durchaus eine Schulmeisternatur“, bleibt ein „Meister der Beschreibung“, der aber „nicht zu beseelen weiß“, durch den Böhmer Wald „mit den Blicken des inspizierenden Schulrats geht“ und gar im „Nachsommer“ und im „Witiko“ „wie ein Lehrer, der Schülern diktiert und sie dabei gleichzeitig an Geduld gewöhnen will“, unfähig, ja gar nicht gewillt ist, das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden: „... und macht er einmal einen Unterschied, so geschieht es zu Ungunsten des Wichtigen.“ Man kann darauf nur antworten, daß es der Lebensinhalt Stifters war, seine vom Tageslärm betäubte Zeit an das Ewige zu mahnen. Nun weiß der kluge Meyer aber ja, daß Nietzsche Stifter geliebt und den „Nachsommer“ neben Goethe, Lichtenbergs Aphorismen, das erste Buch von „Jung-Stillings Lebensgeschichte“ und die „Leute von Seldwylla“ gestellt hat, zu dem Wenigen, was „eigentlich von der deutschen Prosaliteratur übrig bleibt und verdient, immer wieder und wieder gelesen zu werden“<sup>4</sup>. Und das mag es sein, was ihn dann sein Mißurteil doch wieder einschränken läßt: er gesteht schließlich zu, daß „Stifter trotz seiner sehr angreifbaren Welt- und Kunstanschauung, trotz seiner Pedanterie und Kleinlichkeit einer der wenigen großen Prosaiker Deutschlands ward“, findet selbst „noch in den beiden Romanen Abzeichnungen, so klar und rein wie in der Ferne bei hellem, wolkenlosem Himmel erblickte Umrisse“, und nimmt aber im selben Atemzug dann gleich alles wieder zurück, indem er hinzusetzt: „Aber freilich — die Ferne bleibt. Er ergreift, aber er erschüttert nicht. Die starken Bewegungen, die er haßte, fehlen auch in der Wirkung seiner Schriften. Stifters Schriften sind der wehmütig-weise Abschiedsgruß einer schon halb erstorbenen Zeit.“ Und dabei blieb's, fast zwei Jahrzehnte. Stifter wurde noch immer mit großer Achtung ge-

<sup>4</sup> »Der Wanderer und sein Schatten« 109. Auf Nietzsches Rat hat Overbeck seiner Frau den Nachsommer zum Geburtstag geschenkt, in Venedig ließ sich Nietzsche den Nachsommer abends vorlesen und er rechnet ihn zu den Büchern, die zu lesen »keine Ausschweifung« ist; Witiko, dem er in seinem heroischen Sinne der rechte Leser gewesen wäre, scheint er nicht gekannt zu haben. Siehe Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Franz Overbeck, Inselverlag Leipzig 1916, S. 78, 130, 145 und »Nietzsche« von Richard M. Meyer, Seite 205 und 325.

nannt, aber doch nur als ein Talent im Kleinen und fürs Kleine, sozusagen ein guter Episodenspieler der Literatur. Da man fortfuhr, nur seine „Studien“ zu kennen, was ungefähr ist, wie wenn man von Goethe nichts als den „Werther“ gelesen hätte, stimmte das auch. Er, den eigentlich nur ein ganz reifer, von Erfahrung gesättigter, überblickender Mann mit dem Ohr für die leise Stimme der Weisheit verstehen kann, war so wirklich bald nur noch ein Schriftsteller für die Jugend, Christoph Schmid oder Ottilie Wildermuth zum Gebrauch der höheren Tochter, bestenfalls ein österreichischer Claudius oder gar Brockes, einer jener Dichter, die man vor allem als gute Menschen rühmt, unwillkürlich mit dem Unterton von schlechten Musikanten. Und noch was man heuer zu seinem fünfzigsten Todestag über ihn vernahm, hat nur bestätigt, daß der wirkliche Stifter noch immer ganz unbekannt ist. Es wurde wieder nur das Gedächtnis der „Studien“ gefeiert. Wenn des „Nachsommers“ doch einmal Erwähnung geschah, so meistens bloß, um das freche Wort Hebbels anzubringen, der, wenn sich jemand fände, diese Erzählung zu Ende zu lesen, ihm dafür die polnische Krone versprach; so bleibt dem „Nachsommer“ der Ruf, ein Traktätchen zu sein, aber in Riesenformat noch dazu. Und meist trieb man die Pietät so weit, gar den „Witiko“ lieber schonend ganz zu verschweigen (woran sich auch die Verleger beteiligten; der „Witiko“ wird nur noch in elend verstümmelten, absurd zusammengestrichenen Schandausgaben gedruckt; Stifters reinstes, höchstes, reifstes Werk, die Summe seines Wollens und Könnens, ist im Buchhandel nicht mehr vorhanden — ehrt eure deutschen Meister!). Es war freilich aber auch jetzt gerade kein sehr günstiger Augenblick für ihn. Kunst und Künstler rein zu betrachten und ihr Werk an seinem eigenen inneren Gesetz zu messen, hatte diese Zeit verlernt; sie fragte jedes nur noch, ob es ihren Sinn bestätige, nur sozusagen ihre Mitschuldigen ließ sie gelten. Ein Dichter aber, der bekennet: „Gott hat uns auch nicht bei unseren Handlungen den Nutzen als Zweck vorgezeichnet<sup>5</sup>“,

<sup>5</sup> Nachsommer Bd. I, S. 19.

was soll der ihr, die doch glaubt, Gott habe uns überhaupt nur den Nutzen als Zweck vorgezeichnet? Wem alles Leben überall auf „das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen“ zu deuten scheint, muß der nicht unseren Geharnischten des Betriebes einfach ein Narr sein? Und wie will, wer zu beteuern wagt, das Sittengesetz allein in seiner Anwendung sei Kraft<sup>6</sup>, sich mit unserem Aberglauben an die Gewalt verständigen? Stifters Tugenden: Innigkeit, Andacht, Zartheit, Milde, Selbstüberwindung, Selbstverleugnung, Selbstentsagung, die Tugenden der Stille, der Verborgenheit, der schönen Seele, die Tugenden des Morgenrots und der Abendruhe, kommen in unserem inneren Klima nicht mehr fort. Bismarck kann man sich noch den „Nachsommer“ lesend denken, auch Moltke; ja der alte Kaiser Wilhelm, der Erste, hätte sogar selbst eine ganz gute Figur im Hintergrund des „Nachsommers“ abgeben können. Dann aber sind solche Figuren unter uns nach und nach immer seltener geworden, oder sie zeigen sich doch jedenfalls jetzt nicht mehr. Ob Stifter zu seinem hundertsten Todestag in Deutschland eine bessere Stimmung vorfinden, ob es dann wieder eine Menschenart, fähig, ihn zu verstehen, dort geben, ob noch einmal der liebe Mond des alten deutschen Gemüts wieder aufgehen wird, ist zu dieser Zeit ungewiß. Wir in Österreich aber maßen uns ja längst kein eigenes Urteil in unseren Dingen oder gar über unsere Menschen an; da sind wir verlegen, sei's aus Unsicherheit, sei's aus echter Bescheidenheit, wir trauen uns nicht und tappen lieber den anderen nach. So wird Stifter schon noch eine Zeit warten müssen, der Grillparzer hat doch auch lange genug warten müssen, er wartet ja heute noch, und damit den beiden die Zeit nicht zu lang wird, wartet der Stelzhamer mit; es braucht ihnen allen dreien nicht bange dabei zu werden. Nur eine Gefahr droht ihnen, eine Verwechslung nämlich: die mit dem „alten“ Österreich! Hat man doch auch diesen fünfzigsten Todestag Stifters

<sup>6</sup> Siehe dazu den Brief an Buddeno, Briefwechsel Bd. I, S. 248 ff. Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen Bd. 34, und ebenso Stifters Vorrede zu seinen bunten Steinen.

wieder zu der üblichen loyalen Rührung mißbraucht: Seht an ihm, wie lieb doch unser altes Österreich war! Das ist ein doppelter Irrtum. Erstens, das Österreich, in dem Stifter lebte, war alles eher als lieb: es war niederträchtig; 1866 zerbrach es. Und zweitens, von diesem Österreich haben die Werke Stifters gar nichts: das Österreich, das in seinen Werken lebt, war noch nie, es liegt nicht in der Vergangenheit, es muß erst kommen. Der Stiftermensch liegt in der Zukunft, nur der Stiftermensch ist unsere Zukunft. Bisher kommt er bloß in Versuchen, Vorbegriffen und Entwürfen vor, es sind vorderhand nur Skizzen von ihm da. Bei Grillparzer, bei Feuchtersleben, bei Leo Thun und Stadion; irgendwie kommen alle geheimnisvoll vom heiligen Clemens Hofbauer her, wenn ihnen gleich dieser geistige Zusammenhang durchaus nicht immer bewußt ist. Aber keiner hat die Gestalt des Österreicher im Geiste reiner erblickt, keiner sie sanfteren Gemüts mit innigerer Ehrfurcht in seiner formenden Hand gehegt als Stifter. Stifter hat die Menschenart entworfen, mit der einst ein wahres Österreich einmal möglich sein wird. Der josefinische Versuch, Österreich zu verjüngen, indem man einfach dem Österreicher der barocken Zeit plötzlich den Kopf eines deutschen Rationalisten aufsetzt, mißlang. Stifter, selbst aus dem Volke stammend und unseres herrlichen österreichischen Volkes stumm überliefertes Wesen sich unversehrt bewahrend, aber es dann aus der dunklen Tiefe des Gemüts emporholend zur bewußten inneren Erscheinung, die der geborene Maler nun auch noch mit den äußeren Augen sah, hat (vielleicht nicht so sehr erkannt, als) erfüllt, worauf es ankam: diesem stummen österreichischen Wesen, damit es nun auch von sich selber wissen und sich selber einmal wollen lerne, die schwere Zunge zu lösen. Der Österreicher der barocken Zeit hat immer nur in Bildern gesprochen; sein Sprecher war der Steinmetz, war der Baumeister<sup>7</sup>. Diese Steine hat Mozart ertönen lassen; sie tönen noch in Schubert und in Mahler fort. Als aber um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das bildende Zeitalter einem redenden

<sup>7</sup> Darüber mehr in »Schwarzgelb« von Hermann Bahr, S. 67–75.

wich, da mußte nun auch dem Österreicher das Wort gegeben werden. Das josephinische Zeitalter meinte, das Wort importieren zu können. Dieser sich durch drei Generationen forterbende Irrtum, „Bildung“ sei prompt zu liefern, indem man sie fertig von draußen bezieht, ist an unserem ganzen Elend schuld, er ist der Grund unserer Seelennot, er hat ja dem Österreicher so bange vor allem „Geist“ gemacht. Denn Geist ist unter uns zuerst als ungebetener Gast erschienen, als ein fremder Eindringling, und als Bedroher, Bedränger, Bedrucker, ja Zerstörer unserer Eigenart. Daß Geist nicht unser Feind sein muß, daß er nicht notwendig uns selbst zum Opfer fordern muß, daß wir auch unseren eigenen Geist haben könnten, Geist unserer angestammten Art, Geist von unserem Fleisch und Blut, das begreifen zu lernen, dazu haben uns erst Grillparzer und Stifter Mut gemacht. Ihre Lehre nun aber auch noch anzuwenden auf die lebendige Tat, aufs tägliche Werk, sind wir auch heute noch kaum eben erst ängstlich ungewiß daran. So schwer wird es uns, langsam einzusehen, daß selbst Ungeist uns in der Entfaltung unseres österreichischen Geistes immer noch weniger hemmt als der Import fremder Denkart, der uns, über ein Jahrhundert lang, immer wieder an uns selbst irre, an unserer angestammten Eigenart zweifeln und verzweifeln, ja zu Veräthern an unserem inneren Heiligtum gemacht hat<sup>8</sup>. So geheimnisvoll ist Stifter mit Österreich verwoben: es muß erst eine Stiftermenschheit kommen, damit an ihr und durch sie sich Österreich offenbare, und nur von diesem offenbaren Österreich aber kann dann Stifter erst ganz erkannt werden!

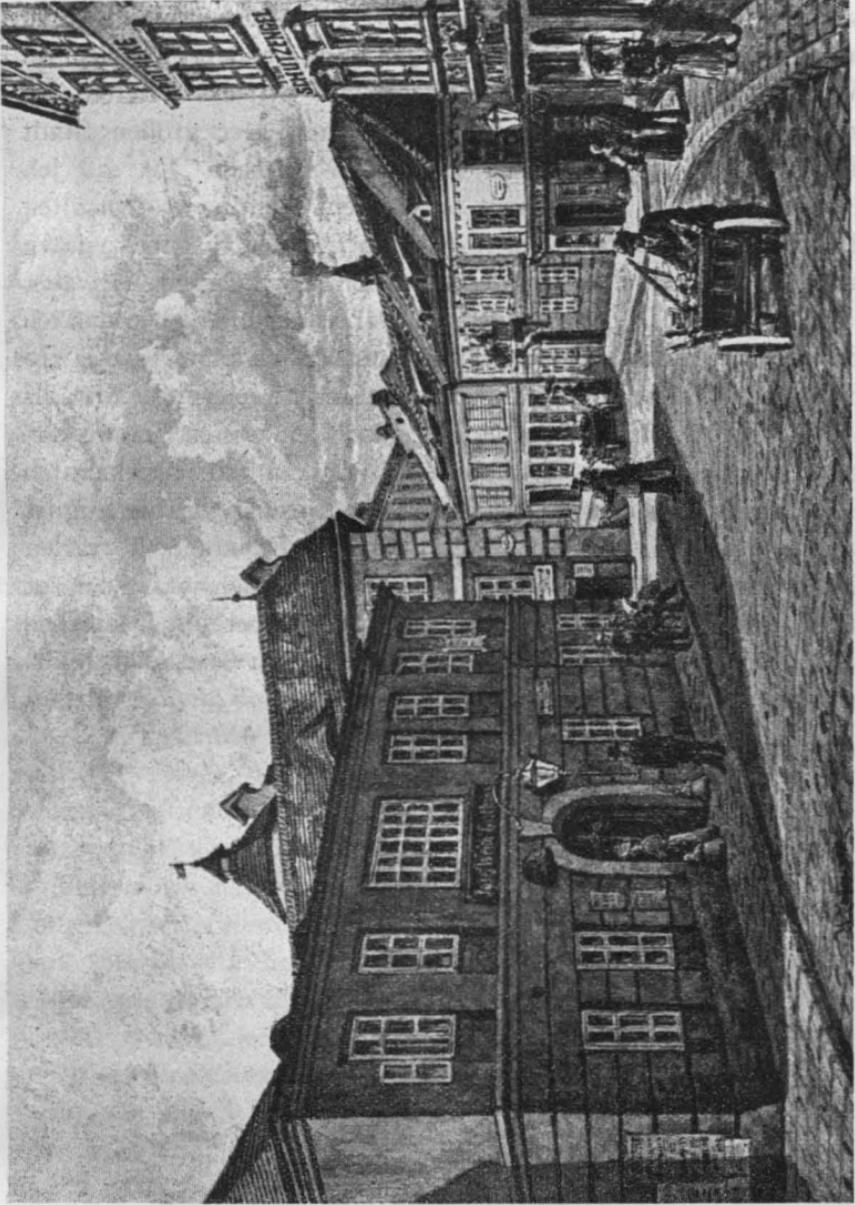
Jenem Linzer Gymnasiasten ist es also nicht einmal zu verdenken, daß er mit seinem Prämium achtlos verfuhr. Seine ganze Generation wurde nicht zur Achtung auf Österreich erzogen; sie war gewöhnt, nach Idealen über die Grenze zu schießen, unsere eigenen sind uns unterschlagen worden. Bis zur Erscheinung Franz Ferdinands blieb das so: der erst hat uns wieder an uns selbst erinnert. Und wenn der selbstvergessene Österreicher also Stifter, seinen höchsten Ausdruck,

<sup>8</sup> Darüber mehr in »Rüdiger« von Hermann Bahr, S. 7–20.

vergaß, wie hätte man ihn gar draußen erkennen sollen? Seine Menschenart konnten sie dort nicht verstehen. Unbegreiflich bleibt nur, daß sie nicht einmal den Künstler in ihm bemerkten, den „Artisten“, einen Artisten von so hoher Art, wie die Deutschen von Goethe bis George keinen andern hatten. Sie bemerkten nicht, daß er, und fast nur er allein, Goethes letzte, reifste, höchste Kunstform, das Ergebnis und Vermächtnis Goethes, übernommen, aufbewahrt und ausgeführt hat. Dem alternden Goethe ist in den „Wahlverwandtschaften“, in den „Wanderjahren“, am reinsten aber vielleicht in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ eine Kunstform aufgeblüht, die, wie sie keine Vorfahren hat, sonst auch ohne Nachfolge blieb. Jenen Erzählungen kommt zuweilen, wenn auch bloß in der Intention, Tieck, im Ton Achim von Arnim in die Nähe, noch mehr Brentano, ganz aber auch nur in der „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“; Eduard von Bülow strebt hin, selbst das „Sinngedicht“ Gottfried Kellers erreicht sie nicht. Und auch weder Merimée, noch Barbey - d'Aurevilly ist jemals dieselbe völlige Durchdrungenheit des Sinnlichen vom Sittlichen ganz geraten. Einen Sittensatz kristallisieren, das strenge Gesetz gefällig erscheinen lassen, die Grenze finden, an der sich, einen himmlischen Atemzug lang, Wahrheit errötend zur vollkommenen Schönheit und Schönheit beseligt zur vollkommenen Wahrheit neigt, daß die beiden, umschlungen, eins zu sein scheinen, das will ja der Sinn der „Wahlverwandtschaften“ wie der „Ausgewanderten“. Er ist auch von Goethe selbst vielleicht nur in der „Geschichte vom Prokurator“ und im „Mann von fünfzig Jahren“ durchaus erfüllt worden, nach Goethe nur im „Armen Spielmann“ Grillparzers und in einer vergessenen Erzählung Stifters, die „Der fromme Spruch“ heißt: Hier wird alles Sittliche so sinnlich und zugleich aller Augenschein wieder so zur bloßen Ziffer der Ewigkeit, Ernst so zum holden Spiel, Scherz aber wieder so tiefsinnig bedeutend, daß sie sich, indem sie sich ineinander aufzulösen scheinen, erst aneinander beide bewähren und erhärten. Aber wenn Stifter nur hier, im „Frommen Spruch“,

an künstlerischem Ebenmaß, an sittlichem Gewicht, an Freiheit, Anmut und Würde des sanft erhabenen Vortrags die Goetheform erreicht, ja vielleicht (durch den unbeschreiblichen Wohlklang, den die Parallele von strengster sittlicher und strengster formaler Gebundenheit ergibt, aus dem Künstlerischen fast bis zur Künstelei so gesteigert, daß sie sich eben schon selbst wieder aufzuheben scheint, wenn es ihr nicht im letzten Augenblick noch gelänge, nun auch dieses Starre noch wieder in Fluß zu bringen, um auch darin nur wieder ein neues bewegendes Motiv und wieder einen neuen erheiternden Reiz zu gewinnen) fast noch übertrifft, angestrebt hat sie der reife Stifter überall, er ist ganz bewußt Goethe nachgefolgt, und mit einer Leidenschaft, Unverdrossenheit, ja Grausamkeit unduldsamer Bemühung um die Präzision des Ausdrucks, um das Letzte, um das Vollkommene, das Absolute, die wirklich nur mit der Besessenheit Flauberts allenfalls verglichen werden kann. Dies alles aber auch nur zu bemerken, war der Deutsche damals unfähig, er hat erst durch die Zucht Georges gehen müssen, um den verlorenen Blick für die Kunst wiederzufinden.

Als Gymnasiast las ich also damals die „Studien“, sie gefielen mir ja, nur fand ich sie nicht aufregend genug. Ich hatte sie längst vergessen, als mir, mehr als zehn Jahre später, eine groß, rein und stark gesinnte Frau nach Paris den „Nachsommer“ mitgab. Es gehört zu den Wunderlichkeiten meines Lebens, daß mir immer im rechten Augenblick gerade das Buch begegnet, das ich brauche. Zwanzig Jahre später ist mir so Sabatiers „Franziskus von Assisi“ begegnet; Zufall, sagt man; aus lauter solchen Zufällen besteht mein ganzes geistiges Leben: „zufällig“ kam ich auch einst in den Tristan und meine Frau sang Isolden. In Paris bin ich erst für die Kunst erwacht. Für die Kunst an sich. Kunst als Weihe. Kunst als Sinn und Gehalt des Lebens. Und auch gewissermaßen als Ersatz der Religion (sie ist auch der einzige, aber freilich selbst sie doch eben immer bloß „Ersatz“, niemals was Religion ist; und wenn sie für Religion verwendet wird, selbst auch nicht einmal mehr Kunst, der Mißbrauch bringt sie auch noch um



*Gasthof zum Biersack in Währing (Schubert)*

sie selbst). Flaubert, die Goncourts, Baudelaire erzogen mich dort zu künstlerischer Gesinnung. Ich war verwundert, wie gut vor ihr der „Nachsommer“ des Linzer Hofrats bestand. Und als ich mich einst an der Seine bouquinierend erging, lag im Wust auch ein zerschlossener Band von Stifters Briefen, für zehn Sous; den hatte wohl irgend ein in der großen Stadt Paris verlaufener deutscher Student verkitscht. Da saß ich jetzt nachts zur Winterszeit an meinem Kamin, in dem alten Hotel auf dem Boul Mich, hoch oben im fünften Stock; unten schrieten Grisetten herauf, von Bullier heimkehrend; ich aber las Stifter, und Heimweh las mit. Paris verdanke ich's, daß ich Stifter nun nie mehr verlieren konnte. Doch blieb er mir zunächst, für Jahre noch, bloß eine Pariser Erinnerung. Erst als ich, fünfzehn Jahre später, Goethe fand, den letzten Goethe, den ganzen Goethe, den unbekanntem, unerkannten, aberkannten Goethe, der von der ganzen deutschen Entwicklung verleugnet wird, von dem Nietzsche gesagt hat: „Er stand über den Deutschen in jeder Beziehung und steht es auch jetzt noch, er wird ihnen nie angehören . . . er dichtete über die Deutschen weg<sup>9</sup>“, erst da, von ihm aus, fand ich Stifter: Goethe hat mich zur Entdeckung Stifters geführt.

---

<sup>9</sup> Nietzsche, »Menschliches-Allzumenschliches«, S. 170.